Leistung ohne Anstrengung?

Predigt beim ökumenischen Gottesdienst im Rahmen der Generalversammlung des Christlichen Lehrervereins für OÖ (CLV)

30. November 2016, Design Center Linz

Der Leistungsgott

„Ein Mensch, der recht sich überlegt, dass Gott ihn anschaut unentwegt,
fühlt mit der Zeit in Herz und Magen ein ausgesproch'nes Unbehagen.
Und bittet schließlich ihn voll Grau'n, nur fünf Minuten wegzuschau'n.
Er wolle zwischendurch allein recht brav und artig sein.
Doch Gott, davon nicht überzeugt, ihn ewig unbeirrt beäugt."

(Eugen Roth)

Ist Gott eine bedrohliche Überwachungsinstanz? „The big brother is watching you!" Gott wird als Auge gesehen, das alles durchschaut, er ist ein pedantischer Gesetzesgott, der alles akkurat in die Lebensrechnung einträgt, ein unheimlicher Schnüffler, ein moralischer Wachhund, ein Weltpolizist, ein Schuldnergott, ein Schuldenpolyp mit Saugarmen. Der Buchhalter und Gesetzesgott ist ein gefühlloser und herzloser Dämon, ein Robotergott, der jeden Fehler und jedes Vergehen des Menschen gegen das Gesetz automatisch registriert und aufschreibt für die große Endabrechnung beim letzten Gericht: „Und ein Buch wird aufgeschlagen. Treu darin ist eingetragen Schuld aus Erdentagen." (*Dies irae*) Er ist auch der Gott der Prüfungsnoten.

Karl Frielingsdorf nennt unter den „dämonischen" Gottesbildern bzw. verderblichen Schlüsselpositionen den Straf- und Lohnanimismus.[1] Auch der überfordernde „Leistungsgott" ist mit der Position verbunden, Gottes Liebe müsse durch eigene Leistungen mit viel Mühe und Anstrengungen verdient werden. Der Teufelskreis von Leistung und Anerkennung kann niemals zu einem echten Selbstwertgefühl führen. Stellen sich zunehmend Frustrationen ein, so gibt es in diesem Teufelskreis keine andere Lösung, als hilflos immer mehr Leistungen zu bringen, um mehr Zuwendung zu erhalten. Der Leistungsgott fordert ständig mehr Gebet, Opfer, Engagement, er überfordert und ist zum Scheitern verurteilt.

Die Würde und die Bejahung, die Anerkennung lassen sich nicht durch Schuften erpressen, nicht produzieren, nicht durch unser eigenes Tun herstellen. Der überfordernde Leistungsgott ist ein Versucher unserer Zeit. Auch wenn Gott offiziell abgesetzt oder vergessen ist, geht es mit der Leistungsmentalität genauso weiter. Denn: Woran dein Herz hängt, das ist dein Gott oder dein Abgott. Im Kern ist die Religion von vielen Zeitgenossen eine Selbsterlösungsreligion.

Wenn Mitleid und Barmherzigkeit eigentlich nicht sein sollen, dann entspringen neue Kälteströme (Ernst Bloch). Der Kult des schönen, starken, gesunden und erfolgreichen Lebens macht die Erbarmungslosigkeit zum Prinzip. Es gibt keine Sorge mehr für die, denen der Atem ausgeht; die alten, kranken, behinderten Menschen werden ihrem eigenen Schicksal überlassen und aus dem öffentlichen Blickfeld verbannt. Ein isoliertes Leistungs- und Erfolgsdenken, der Kult der Tüchtigkeit verkehrt sich in Rücksichtslosigkeit.

[1] Karl Frielingsdorf, Dämonische Gottesbilder. Ihre Entstehung, Entlarvung und Überwindung, Mainz 1982, 116.

Ebenso würde eine Beziehung, die rein auf Tausch und Ökonomie beruhen würde, verhext sein. Immanuel Kant hatte den Grund des Bösen in der Freiheit, bzw. in der freien Willkür des Menschen, geortet. Er begnügte sich mit der Hoffnung, zu der unbegreiflichen und niemals gewissen „Revolution der Gesinnung" durch „eigene Kraftanwendung" zu gelangen[2]. Freiheit und Liebe nur zum Postulat des Sollens zu erheben, ist aber „selber Bestandstück der Ideologie, welche die Kälte verewigt. Ihm eignet das Zwanghafte, Unterdrückende, das der Liebesfähigkeit entgegenwirkt."[3]

Gnade gehört nicht unbedingt zu den Stichworten der Gegenwartskultur. In vielen Bereichen ist vielmehr das Gegenteil hoch in Kurs: Politik, Wirtschaft, Sport oder auch die Unterhaltungsindustrie sind die Foren, auf denen die Bedeutung des Wortes „gnadenlos" vor Augen geführt wird. Immer mehr wird der Wert eines Menschen von seinen Funktionsstellen, die er in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen einnimmt, definiert. Viele Wirklichkeitsbereiche bezeichnen „Ungnade".

Gott ist kein bloßer moralischer Imperator, Glaube lässt sich nicht auf asketische Peitschenknallerei oder auf moralische bzw. politische Kommandos reduzieren. Leben in der Spur Jesu ist nicht primär Vergatterung oder Befehl, sondern Geschenk. Es ist dem christlichen Glauben eigen, dass sich in ihm der Mensch von Gott unbedingt erwünscht weiß. Im Glauben lässt sich der Mensch von Gott sagen, was er nicht einfach selbst einreden und nicht durch die eigene Sehnsucht, nicht durch Machen, Leisten, Grübeln oder Denken erreichen kann, nämlich von Gott gutgeheißen zu werden. Das ist der kategorische Indikativ des christlichen Glaubens (1 Joh 4,1; 2 Kor 1,20). Sich selbst von Gott lieben zu lassen, befreit aus dem Teufelskreis der Selbstüberhebung und der Selbstverachtung, befreit vom Gotteskomplex und vom Mittelpunktwahn.

Lieben und Arbeiten

Grundlegende Lebensäußerungen des erwachsenen Menschen sind Arbeit und Sexualität. Menschen erleben durch beide Dimensionen Schmerz und Glück, Scheitern und Gelingen. Was immer den Menschen in diesen beiden Bereichen zustößt, bestimmt ihre Gottesbeziehung und hat somit auch eine religiöse Relevanz. „Wir leben das Mit-Schöpfer-Sein aus in Arbeit und Liebe."[4] Der Zusammenhang von Lieben und Arbeiten geht auf Sigmund Freud zurück, der das Wesen einer nicht neurotischen Persönlichkeit durch die Fähigkeit, zu lieben und zu arbeiten, definiert.[5]

„Ich bin, weil ich arbeite", so könnte man das Lebensgefühl vieler Menschen beschreiben. Die Arbeit hat sich in unserer Gesellschaft, welche sich mit Stolz als „Arbeitsgesellschaft" bezeichnet, zur wichtigsten Instanz für die Identitätsbildung und Sinnfindung vieler Menschen entwickelt. Durch die Erwerbsarbeit und die Höhe des daraus resultierenden Einkommens werden Menschen bewertet. In einer solchen Gesellschaft werden arbeitslose Menschen und Menschen ohne Erwerbschance buchstäblich „wertlos" gemacht. Das Sozialwort des ökumeni-

[2] Immanuel Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (WW 7) 698 (B 54, A 50), 702 (B 60, A 56)

[3] Theodor W. Adorno, Stichworte, Frankfurt a. M. 1969, 99.

[4] Dorothee Sölle. Lieben und Arbeiten. Eine Theologie der Schöpfung, Stuttgart 1985, 169.

[5] A.a.O. 13. Sölle nennt keine Referenzstelle bei Sigmund Freud.

schen Rates der Kirchen in Österreich betont, dass Arbeitslosigkeit besonders für die Jugendlichen eine große Belastung ist, denen damit signalisiert wird, dass sie nicht gebraucht werden. Während die einen Menschen von Arbeitslosigkeit bedroht sind, erleben wir das paradoxe Phänomen, dass eine andere Gruppe von Menschen von der übergroßen Menge an Arbeit beinahe zugrunde geht.

Arbeit macht krank.[6] In vielen Teilen der Gesellschaft und in den Medien ist das der Tenor. VertreterInnen aus der Psychiatrie, sozialen Einrichtungen, des AMS und auch der Pensionsversicherungen widersprechen dem aber. „Die Erschöpfung durch Arbeitsstress ist nur ein Aspekt. Arbeit schützt Menschen auch vor psychischen Erkrankungen." Das Risiko, ohne Arbeit zu sein, ist für psychisch Erkrankte bis zu 15-mal höher als für Gesunde.

Arbeit ist ein Platzanweiser in der Gesellschaft. Sie stiftet Sinn im Leben, gibt den Menschen einen Rahmen. Arbeit ist also eine wichtige Voraussetzung für das seelische Wohlbefinden. Auf dem Arbeitsplatz werden soziale Kontakte geknüpft und gepflegt, und das Gefühl, gebraucht zu werden, ist ebenfalls nicht zu unterschätzen. So finden sich bei Menschen, die ihre Arbeit verloren haben und länger arbeitslos bleiben, vermehrt psychische Erkrankungen wie Depressionen. Auf der anderen Seite können persönliche Konflikte auf der Arbeit (Stichwort Mobbing), belastende Arbeitsbedingungen wie ständiger Leistungsdruck und Schichtarbeit, Unsicherheit des Arbeitsplatzes, andauernde Überlastung, aber auch Unterforderung, mit dazu beitragen, dass Menschen, deren Widerstandskraft bereits fast aufgebraucht ist, psychisch erkranken oder eine bereits vorhandene psychische Erkrankung sich verschlechtert.[7]

Was bedeutet das? Arbeit kann (psychisch) krank machen. Keine Arbeit kann (psychisch) kränker machen. Es kommt auf eine Gesundheit erhaltende Gestaltung der Arbeit an. Auch ein mäßiger Job ist meist besser für die psychische Gesundheit als kein Job.[8]

Das Gleichnis vom Weinberg

Eltern kennen ein Beispiel wie dieses vielleicht in vielen unterschiedlichen Varianten: Das Kind lernt schreiben, kritzelt auf ein Blatt mit Begeisterung Buchstaben, kreiert eigene erste Sätze, bringt einfache Alltagsbeobachtungen zu Papier. Soll ich darauf stolz sein, diese Eigenleistung loben und es dabei bewenden lassen? Oder soll ich das Kind nicht vielmehr auch darauf hinweisen, dass es das S ständig falsch herum geschrieben und in der Aufregung zahlreiche Buchstaben ausgelassen hat? Da kann sich schon ein gewisser elterlicher Erziehungs-Ehrgeiz in die elterliche Grund-Gelassenheit mischen. Das Gefühl, dass das doch noch etwas besser gehen müsste, dass da noch mehr aus dem Kind herauszuholen sein müsste, das ist Eltern wohl gut bekannt und ist nachvollziehbar. Man will doch die Potentiale des eigenen Kindes so gut es geht fördern. Man will aber auch die Balance halten, um nicht durch vorschnell geäußerte Verbesserungsideen die Lust am Lernen und am Entdecken zu bremsen.

Das gilt in gewissem Sinn auch für den Lehrberuf, Leistung ist Teil der Schule – Leistung wird auch beurteilt. Ich nehme an, dass mir alle hier rechtgeben würden, dass es oberstes Ziel guter Pädagogik ist, die Potentiale der Schülerinnen und Schüler bestmöglich zu heben. Und

[6] Vgl. dazu Mental health und Arbeitswelt. Mental health in the Work Environment, in: Imago Hominis. Quartalschrift für Medizinische Anthropologie und Bioethik 21 (2/2014).

[7] Vgl. dazu Klaus Dörner, Monokultur der Effizienz: Arbeitswelt als Auslöser psychischer Krankheiten, in: Imago Hominis 21 (2/2014) 111-114.

[8] http://www.forschung-fuer-uns

doch lauert auch hier die Gefahr, einer defizitorientierten Leistungsbeurteilung Vorschub zu leisten.

Bisweilen stellt sich auch die Frage: Ist Leistung überhaupt vergleichbar und objektivierbar? Was ist höher einzustufen? Die Besteigung eines Achttausenders im Himalaya durch einen Profi-Bergsteiger oder der erste Gipfelsieg eines Voralpenbergs nach einer erfolgreich überstandenen Hüft-Operation? Wer hat „mehr" geleistet? Nur die absolvierten Höhenmeter betrachtend scheint die Sache klar zu sein. Bedenkt man aber die persönlichen Voraussetzungen mit, ist die Vergleichbarkeit schon nicht mehr gegeben. Leistung hängt also mit dem individuellen Kontext zusammen und mit gesellschaftlich festgelegten Parametern: „Die Aussage ‚der oder die leistet zu wenig oder leistet nichts' ist immer nur im Hinblick auf eine Norm wirklich redlich zu beantworten. Und Normen unterliegen … den aktuellen Konventionen, die eine Gesellschaft festlegt"[9] (Emmerich Boxhofer).

Vergleichbarkeit von Leistung beschäftigt auch die Arbeiter des Weinbergs aus dem Evangelium. Wie kann es sein, dass jene, die später – manche sogar kurz vor Feierabend – angeheuert wurden, denselben Lohn erhalten wie jene, die von Anfang an schufteten? Offensichtlich geht es hier nicht um unterschiedliche, anders zu entlohnende Tätigkeiten, sondern die Tätigkeit ist vergleichbar, sie wird nur unterschiedlich lang ausgeübt. Würde dieses Prinzip wo auch immer in unserer Gesellschaft, in der Arbeitswelt, in der Schule offensichtlich so angewendet – der Aufschrei und der Aufstand wären nicht weit. Damit ist nicht gesagt, dass es diese Ungerechtigkeiten der ungerechten Bewertung von Leistung nicht auch tatsächlich gibt – zurecht werden diese angeprangert. Was tun wir also mit diesem Gleichnis?

Es ist etwas ganz anderes hier angesprochen.[10] Der Kontext des Gleichnisses ist „Jesu Botschaft und Zuwendung der königlichen Herrschaft Gottes, die hier und jetzt vor uns steht". Die Herrschaft Gottes ist eine, die unseren Logiken widerspricht. Gottes Logik kennt eine nach menschlichen Maßstäben absurde Schlussfolgerung wie: Die Letzten werden die Ersten sein. In der Logik Gottes, die in diesem Gleichnis vom Weinberg veranschaulicht wird, geht es eben nicht um eine Vergleichbarkeit von Leistung, sondern um die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel und zum Widerstand gegen Aufrechnung und Ressentiment. Es geht darum, Gott eine „größere Gerechtigkeit" zuzutrauen, die dem individuellen Rechthaben-Wollen entgegensteht. Es geht bei Gott darum, ein Auge für den Letzten zu haben, auch er soll als Mensch wahrgenommen und respektiert werden. Gott relativiert den Leistungsanspruch – d. h. er setzt den Leistungsbegriff in Relation, in Beziehung zum Menschen. Der Anspruch Gottes an unser Verständnis von Leistung lautet somit: Was bringt einen Menschen mehr zu sich selbst, was lässt ihn das Seine verwirklichen? Diese Maßstäbe sind es, die auch in der Schule zum Tragen kommen sollen. Mit dieser Grundperspektive können die entsprechenden Rahmenbedingungen im guten Sinne leistungsgerecht gestaltet werden: der Aufbau eines vertrauensvollen Beziehungsgefüges, die Haltung und Bewahrung einer grundsätzlichen Sympathie für den Schüler und die Schülerin; sich als Unterstützer, Helfer und Motivator zu sehen; es geht darum, ein solidarisches Miteinander zu forcieren und die unterschiedlichen Leistungspotentiale der Schülerinnen und Schüler nicht gegeneinander in Konkurrenz auszuspielen.

[9] Emmerich Boxhofer, Und wieviel Watt hast du? The Power of Education, in: Das Schulblatt (Nov. 2016), 6-7. Hier: 6

[10] Vgl. dazu Christoph Niemand, Irritation oder Einverständnis? Jesu Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16), in: F. Gruber, C. Niemand, F. Reisinger (Hgg.), Geistes-Gegenwart. Vom Lesen, Denken und Sagen des Glaubens (= FS P. Hofer, F. Hubmann, H. Sauer), LPTB 17, Frankfurt/M. 2009, 93-114.

Work-Life-Balance

„Glaubt mir, Martha und Maria müssen beisammen sein, um den Herrn beherbergen zu können und ihn immer bei sich zu behalten; sonst wird er schlecht bewirtet sein und ohne Speise bleiben. Wie hätte Maria, die immer zu seinen Füßen saß, ihm etwas zu essen gegeben, wenn die Schwester ihr nicht beigesprungen wäre? Seine Speise aber ist, dass wir auf jede Weise Seelen sammeln, damit sie errettet werden und ihn loben in Ewigkeit.“[11] Sammlung und Sendung, Arbeit und Gebet, Kontemplation und Aktion gehören zusammen. „Work-Life-Balance“, übrigens vor einigen Jahren ein Unwort, das man im Jahr 2013 nicht mehr hören wollte: Beruf – Berufung – Sendung – Privatleben – Zeit – Freizeit – Beziehung- Freundschaft – Kirchlichkeit unter einen Hut zu bringen, nicht in Konkurrenz. Ich wünsche Ihnen Leidenschaft, Freude und auch ein gutes Augenmaß für Beruf, Beziehung und Leben.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

[11] Teresa von Avila, Innere Burg 7. Wohnung, S. 213.